

Auszug aus den Memoiren von Orlando Geremia Schüpbach:

VERGESSENE AHNEN

Schüpbach ist der Name eines Ortsteils der Gemeinde Signau im Emmental. Von der Blasenfluh, von der Moosegg hinab "schüttet" und "schiebt" ein Bach sein "Geschüpp" ins Tal hinunter. Davon leitet sich der Name des Gewässers ab, welches sich in die Talsohle gelangend, schäumend in die Emme ergiesst und wo, vor bald einem Dutzend Jahrhunderten, erste Siedler in die bewaldete Gegend eindringen, dort rodeten, um an den Ufern der Emme ihr Vieh zu halten und von ihren angelegten Äckern zu leben. Von hier aus hatten meine alten, alemannischen Vorfahren einst ihren Familienamen ins Schweizerland und in die Welt hinausgetragen.

Ob der berühmte "Schärer Michel", Michael "Schüppach", dieser Naturarzt, der bereits im 18. Jahrhundert mit ersten, abenteuerlichen, elektrischen Apparaten praktizierte und Diagnosen aus dem Wasser las sowie die Kräuter kannte; ob dieser Scharlatan aus Langnau, der ein Vermögen mit seinen Heilkünsten machte und als Widersacher des grossen, honorigen Albrecht von Haller von Bern galt, seine Vorfahren auch einst in Schüpbach (schreibweise pb) bei Signau hatte, ist mir nicht bekannt. Jedenfalls empfing er die Zarin aus Russland zur ärztlichen Behandlung in seiner Praxis zu Langnau sowie auch viele andere in- und ausländische Honoratioren. Die Emmentaler-Liebhaber-Bühne spielt noch heutzutage in regelmässigem Turnus das Stück "Der Schärer Michel" auf, in dem der olle Medizinmann oder Bader geehrt oder verulkt wird, durchaus würdig einer Molièrschen Komödie wie etwa dem "Eingebildeten Kranken".

Die genetischen Merkmale meiner einst hier ansässigen, väterlichen Ahnen, die hellen Augen und Haare, stammen wohl von den Alemannen, welche diese Gegend so um 900 herum zu besiedeln begannen. Meine väterlichen Vorfahren waren jedenfalls einfache Leute niederen Standes, Kleinbauern mit verbrieftem Heimatrecht in Oberthal, einer zerstreuten Berggemeinde oberhalb von Grosshöchstetten und Zäziwil, wo hinauf sich ein Zweig des Geschlechtes wohl irgendwann verzogen haben musste. Ein knorriges Völklein! Oberthal liegt im übrigen bloss etwa 5 km westlich von Schüpbach auf den Hügeln zu Füssen der sich etwas nordöstlich befindenden Blasenfluh und nicht all zu weit von der Moosegg entfernt. Von der Moosegg aus, dem schattig-kalten Obermattgraben steil bergab folgend, gelangt man direkt ins verzweigte Tal zwischen Entlebuch, Thun und Bern, nach Schüpbach-Signau.

Kaiser Napoleon war aus seiner Verbannung auf Elba, für die berühmten letzten hundert Tage, nochmals nach Paris gezogen und hatte mit der Schlacht von Waterloo bei den am Wiener Kongress noch immer versammelten europäischen Diplomaten, noch einmal für Prickeln und Aufregung gesorgt. "Napoleon ist wieder in Paris!"

1815 also, nach dem endgültig gescheiterten bonapart'schen Machtanspruch, als Europa am Wiener Kongress neu „aufgeteilt“ wurde, war im Einwohner-Register zu

Grosshöchstetten im Amtskreis Konolfingen die Geburt eines Christian Schüpbach zu Oberthal registriert worden.

Das staatliche Einwohnerregister war übrigens auch eine der Neuheiten die unter den Fittichen des kleinen und doch so grossen Korsen eingeführt worden waren, gab es doch davor nur von den Kirchen geführte Geburtsbücher. Christian Schüpbachs Tod wurde auf den 5. Februar 1890 registriert (im selben Jahr würde Friedrich Nietzsche sein „Ecce Homo“ oder sein „Also sprach Zarathustra“ in Sils Maria geschrieben haben).

1890 war Christians Enkel Friedrich, mein späterer Grossvater, gerade mal 3-jährig gewesen und der schnelle Weg nach Süden durch den Gotthard-Eisenbahn-Tunnel erst seit knapp einem Jahrzehnt offen. Aber, dass mein Ur-Ur-Grossvater Christian, je einmal, und sei's in jenem letzten Jahrzehnt seines Lebens, eine Reise nach der Südseite der Alpen unternommen haben könnte, wage ich bei hundert zu eins zu bezweifeln. Auch habe ich keine Ahnung, wie er die damaligen Weltereignisse erfahren und bewertet haben mag. Er wird sich um für ihn überlebensnotwendigere Dinge denn Eisenbahnfahrten gekümmert haben müssen.

Christians Vater hatte vielleicht noch als Knabe den Einmarsch der Franzosen, und als junger Bursche oder Mann die napoleonisch besetzte Helvetik und die darauffolgende Mediation erlebt und dessen Vater wiederum hatte sich vielleicht noch beim "Schärer Michel" in Langnau behandeln lassen und hatte 1789 sicherlich auch schon etwas vernommen gehabt von einer Menschenrechtserklärung, von einer Revolution und von einem Sturm auf eine sogenannte „Bastille“ im weit entfernten, „abgelegenen" Paris. „Das soll scheint's eine ferne Hauptstadt sein in des Bourbonen Königs grossem Frankreich an dessen Hof es zugehe wie im untergegangenen, dekadenten Rom und übrigens auch die gnädigen Herren zu Bern wüssten bald nicht mehr wie sie das Landvolk noch mehr „vogten“ und "piesacken" könnten mit Abgaben und Bussen, um Reichtümer für sich anzuhäufen und von Gott erkoren mit "edlem Blut" in den Adern versehen und schwerem, rotem Burgunder gut versorgt, ein wohlgefälliges Leben in Überfluss zu führen, während der arme Landmann gefälligst am Hungertuch zu knabbern habe. Wie solle es die Habsburgerin Marie Antoinette zu Versailles doch noch ausgedrückt haben: „Wenn das Volk kein Brot mehr zu essen bekomme, dann möge es sich doch von Kuchen ernähren“. Auch wenn ihr dieses Zitat nur angedichtet worden ist, die Köpfe des beim armen Volk verhassten, ausbeuterischen Adel purzelten nun einer nach dem anderen von den Podesten der neu erfundenen und massenhaft eingesetzten Guillotinen. 1792 war's der von Louis XVI gewesen und ein Jahr später der von seiner Wittve Marie-Antoinette, genannt Madame Defizit. Einmal mehr hängten die Mächtigen und Klugen ihre Fahnen in den neuen Wind oder sie wanden sich aus der Verantwortung durch Flucht, um auf bessere Zeiten hoffend abzuwarten. Auch die Königsfamilie hatte es, allerdings vergeblich versucht gehabt, nach Österreich zu entkommen. Und jetzt? Was denn? Wer wollte in Frankreich, in den durch die Revolution neu geschaffenen Verhältnissen noch ein Royalist gewesen sein? Den Bourbonen nützte nichts mehr. Des Königs Kopf war gefallen und dazu noch „vierzehntausend“ mehr. LIBERTEE, EGALITEE, FRATERNITEE!

Aus Norditalien war der Korse als gefeierter Sieger und Held an die Seine

zurückgekehrt. Paris würde bald so „abgelegen“ vom Emmental nicht mehr sein. Vielleicht waren Christians Vater oder sein Grossvater dabei gewesen, bei einem der Scharmützel, in der Schlacht gegen die Franzmänner bei Neuenegg oder im Grauholz. Vielleicht war einer von ihnen sogar schon 1797 dabei gewesen, als einer jener „Männer“, diesen, in groben Hemden daherkommenden Bauernlummeln mit ihren typischen, die sturen, harten Bernerschädel bedeckenden, gestrickten, schwarzen Zipfelmützen, die man in der Gegend auch jetzt noch trägt und heutzutage scherzhaft „Emmentaler Sturzhelm“ nennt. Die groben, derben Kerle waren von den noblen Berner Stadt Honoratioren eiligst zusammengetrommelt worden, denn sie sollten dem gefeierten, ruhmreichen General, Feldherrn und künftigen Kaiser, anlässlich seiner „Staatsvisite“, bzw. seiner Erkundungsreise durch die Schweiz, von Bern über Fraubrunnen bis an die solothurnische Grenze, berittenes Geleit geben. Der Korse hatte es nämlich, aus Genf kommend, nach Rastatt unterwegs, durch das Berner Waadtland fahrend, alsbald am Stadttor vor der Berner Stadtrepublik angelangt, lediglich zu einer kurzen Unterredung mit den gnädigen Herren kommen lassen und vorgezogen gehabt, sogleich in Richtung Ambassadorsstadt, nach "Soleure" (Solothurn) weiterzureisen, ohne auch nur eine Nacht in Bern verweilen zu wollen, wie das von den gnädigen Ratsherren selbstverständlich erwartet oder gewünscht worden wäre. Da sie nicht mit diesem Ausgang der Dinge gerechnet hatten und folglich keine ordentliche Eskorte bereitstand, sahen sie sich gezwungen, zu improvisieren. Als die eiligst rekrutierten, bäuerlichen „Zipfelmützen Reiter“ die Kutsche des ehrgeizigen Feldherrn bei Feldbrunnen endlich und schon lang nach dessen Abfahrt eingeholt hatten, um die Ehrenbezeugung des Geleits doch noch zu vollziehen, winkte Bonaparte süffisant lächelnd mit einer Hand aus seinem Gefährt heraus, während er mit seinen militärischen Begleitern gerade schmunzelnd besprach, wie er in Bälde die "Bauerntöpel Gegend" für die Sache Frankreichs einverleiben werde. Zweitausend Mann würden ihm als ausreichend erscheinen, um die „mächtige, europäische Republik Bern!" nach einem kurzen Überfall zu kontrollieren. Das halbe Berner Volk würde er sowieso auf seiner Seite haben, denn es fühlte sich durch das Patriziat der von Steiger, von Wattenwyl, von Erlach, von Grafenried, von Tschärner usw. ausgepresst.

Die Franzosen fackelten nicht lange und Bern wurde, wie von Bonaparte geplant, schon ein Jahr später, kurz und bündig, per Scharmützel-Schlachten bei Neuenegg und Grauholz eingenommen. Es folgten: Helvetik, Mediation, Preussen, Russen, Österreicher, Franzosen, Wirren und Krieg, Hunger und Elend, Waterloo und der Wiener Kongress...

Während der nachfolgenden Restauration des „Ancien Regime“, während der biedermeierschen Regeneration der Liberalen, während dem Sonderbundskrieg und dann zur Gründungs- und Anfangszeit des schweizerischen Bundesstaates, zur Zeit der neuerlich konstituierten Staatsverfassung, zur Zeit als sich die Eisenbahnen über ihr ehernes Netz auf der Welt auszudehnen begannen, als jenseits des Atlantiks der Sezessionskrieg zwischen den Nord- und Südstaaten tobte, während der Suez-Kanal endlich eröffnet wurde, als der 18-jährige „Märchenkönig“ Ludwig von Bayern seine Krönung feierte und sich mit seiner habsburgischen Kusine Sissi vom Starnbergersee auf Schloss Schwanstein traf, Bismarck das deutsche Reich einigte, einmal mehr ein Krieg zwischen Deutschland und Frankreich Europa erschütterte, Buffalo Bill Cody in

der Prärie schon seinen Bubentraum vom Western Circus träumte, als der junge Friedrich Nietzsche bereits in Basel seinen philologischen Lehrstuhl angenommen hatte oder als z.B. 1875 die Eisenbahnlinie Bern-Luzern in Betrieb genommen wurde, in all diesen Jahren also, lebte Christian Schüpbach mit seiner ganzen Sippe auf dem Oberthaler „Bühl“.

Der „Bühl“ ist ein am Rand des Schönenwasen-Waldes gelegenes, kleines Weiler-Gehöft. Es liegt an einer Sattellage zu Füßen der "Hundschüpfen" und der „Blasenfluh“ mit erhabener Aussicht sowohl auf das nahe Berner Alpenpanorama von Eiger, Mönch und Jungfrau, als auch zur West-Seite hin, über Bern hinweg, nach den Ebenen des Seelandes hinab und hinüber bis an die bewaldeten, kalkfelsenen und schroffen Hänge der Jurabergkette „ennet“ Neuenburger- und Bielersee. Ja, gar über die Hügel des Mittellandes hinweg, in nordöstlicher Richtung, bis zum Solothurner und Aargauer Jura.

Bizarr, gezackt und majestätisch erhaben zeichnen sich von hier aus gesehen die Höhen der beiden einander gegenüberliegenden, eindrucklichen Gebirgszüge, der Alpen und des Jura, in gebrochenen Linien am Horizont ab. Diese blenden im weiss-bläulichen Gewand des ewigen Eises, jene schimmern im matt-seidenen, schwarz-grünen Kleid der Bergtannen und im hellen, reflektierenden Schein der fernen, steilen, bleichen Kalkfelswände. Vom „Bühl“ aus ist dieser alltägliche Anblick die Wahrnehmung von begrenzter Weite, von Heimat, gebettet zwischen die zwei mächtigen, natürlichen Schutzwälle, welche die antike, keltisch-helvetische Gegend, die burgundische, die savoyische und alemannische Schweiz von Genf bis Basel, vom Léman bis zum Bodensee einfriedeten. Es ist die Welt des Gotthelfschen Emmentals vor den Toren der Schweizer Hauptstadt Bern.

Hier war Christian geboren worden, hier hatte er gelebt und wahrscheinlich war er Zeit seines Lebens nie sehr weit von hier weg geraten. Vielleicht war er ein paar mal nach dem nahen Bern gereist, das man zu Pferd, in Trab, Galopp oder Schritt vielleicht auch eilend zu Fuss, in etwa zwei- bis dreieinhalb Stunden erreichen konnte (bei normalem Wanderschritt-Tempo braucht es deren mindestens vier). Aber nur die Verpflichtung beim Militär würde ihn wohl jemals etwas weiter aus den umliegenden Hügeln oder aus dem Emmental heraus geführt haben. In der Zeit von Christians allfälliger Dienstpflicht gab es die einheitliche Schweizer-Armee noch nicht, also wäre anzunehmen, dass er in einem Berner Regiment gedient gehabt haben könnte. Der Überlieferung nach war er, wie alle anderen von meinem Oberthaler Familienzweig der Schüpbachs vom "Bühl" abstammenden, männlichen Nachkommen, ein begeisterter Schütze und Jäger gewesen.

Zur kalten Jahreszeit mit ihren kurzen Tagen und langen Nächten, pfeift beissend die „Bise“ um den Fichtenwald in der sanft, zerklüfteten Umgebung des „Bühls“ und meterhoch kann sich Schnee über die "stotzigen" Ackerstücke und Wiesen legen. Es gibt aber auch romantische, idyllische Momente, wenn man dann, am Ende des kurzen Tages, nach der schweren Arbeit in Wald und Stall, so beisammen in der Stube hockt, bei spärlichem Licht von Kienspänen, Kerzen oder Öllampen, während Draussen still die weisse Pracht vom Himmel rieselt und, ums Ofenfeuer herum, die im Herbst

gesammelten Baumnüsse geknackt werden, der „Ätti“ sein Pfeiflein schmaucht und „z’Müätti“ Socken strickt und die Kinder sich, auf ihre Art, balgend und singend miteinander beschäftigen, bevor alle nacheinander, endlich, ermattet in die armseligen Strohsäcke kriechen, mit wärmenden Kirschsteinkissen, zum Schlaf im Gaden unter dem Dach. Dann wird noch ein wenig geredet, geschwätzt, ein Kind gezeugt, gebetet und schon schliessen sich die müden Augen ganz von selbst. Kein Radio, kein Fernsehen, kein Auto oder Flugzeug, keine Disco und kein Internet stören die Nachtruhe. Vielleicht mal ein Käuzlein oder ein ruhiges Rascheln und Grunzen aus dem angebauten Stall.

Lustig wurd’s im linden Frühling, wenn die Sonne die Lebensgeister wieder weckte und ganz sicher während des sattgrünen Sommers, wenn die jungen Rehe mit den Vögeln um die Wette piffen und auch in den Wochen der bunten Blätterpracht des Herbstes, wenn fröhlich die Jagdhörner erklangen und am Sonntag das beim ersten Frost erlegte Wild zum Schmaus angerichtet wurde. Dann war Festtag und das Jahr schon wieder beinahe um. Dann kam "Sychlätä", wie die Erntedankfeste hier genannt werden und es nahte die Fastenzeit und die längste, geweihte Nacht. Die fetten „Hammen“ der geschlachteten Schweine hingen nun im wuchtigen Kamin über der offenen Feuerstelle. Am Sonntag holte man sie herab und auch bei Besuchen von Verwandten ist die "Hamme" (Schweinshaxe), neben dem berühmten, grosslöchrigen Käse eine der geschätztesten und geläufigsten Emmentaler Speisen. Die ganze bäuerliche Nachbarschaft von Oberthal liess ihre Hammen und Würste im Kamin bei meinen Vorfahren auf dem „Bühl“ räuchern, denn dafür galten sie als grosse Spezialisten, auch Christian mein Ur-Ur-Grossvater.

Bergan steht rauer Tannenforst. Es ist der "Schönen-Wasen-Wald". Klarer Quell bringt Wasser zu Haus und Hof und führt es durch die lichten, grünen Äcker und Wiesen, die sich, heraus gerodet, an die steil, gewellte Voralpen-Gebirgslandschaft schmiegen. Gensen, Reh und Hirsch, der Luchs und die Wildkatze und auch der Adler sind noch zugegen und bereichern die Fauna der bewaldeten Klüfte. Gefuhrwerkt wird im Sommer mit Pferde-, im Winter mit Schlitten-Gespann. Mit ihren Kinder-Schlitten rodelt die Jugend dann auch talwärts durch den Schnee sausend und johlend zur Schule hinunter, zu dem aus wenigen Häusern bestehenden Dorfkern hinab. Sie tun gut daran dem Lehrer als Zubrot eine Wurst oder ein paar Äpfel mitzubringen, ansonsten er ihnen das Alphabet mitsamt der ganzen heiligen Bibel mit der Rute einzubläuen weiss. Pestalozzi und Jeremias Gotthelf lassen grüssen! Der Heimweg für die Kinder ist steil und dauert bestimmt eine halbe oder ganze Stunde, je nachdem wie sehr die Rasselbande sich spudet oder vertrödelt.

Am Sonntag geht’s, in den „schönsten“ Kleidern die man besitzt, ins Tal hinab zur protestantisch, reformierten Kirche nach Grosshöchstetten oder in eine der vielen christlichen Glaubensgemeinschaften, vielleicht gar in einen der zahllosen sektierischen Stündälär-Vereine (Stündälär/Stündeler/Sektierer, von stundenlanger, Gebetsstunde oder Bibelstunde) mit denen das Emmental immer schon reich gesegnet war bis auf den heutigen Tag. Auch viele Täufer, Amish-People und andere religiöse Gemeinschaften in den USA bezeugen bis heute ihre Herkunft aus dem Emmental.

Die Schüpbachs führen ihr Leben ganz den örtlichen Sitten und Gebräuchen entsprechend, inbegriffen der "Unsitte" von Wilderei und Frevel, denn das war damals in den bergigen, bewaldeten Hügeln der Voralpen Gang und Gäbe. Fleisch war für arme Bäuerchen knapp. Die Kappung des Jagdprivilegs der Feudalherren und die Einführung der freien Jagd im Jura sowie die Einführung von neuen Bestimmungen für die Revierjagd gehörten zwar zu den Errungenschaften der Freiheitsbewegung im Gefolge der französischen Revolution, aber das arme Bäuerchen konnte sich entsprechende Jagd-Patente oder Jagdausflüge in den Jura trotzdem nicht leisten.

Religiosität, Ehrfurcht und Heimatliebe drängen sich allein schon mit dem alltäglichen Anblick des Panoramas auf, welches der „Bühl“ bei schönem Wetter bietet. Aber das theologische Studium ist sicher der Familie Angelegenheit nicht. Man lauscht zwar der Stimme der Pfaffen zu Grosshöchstetten (Zäziwil hatte damals noch keine eigene Kirche), wenn's denn unbedingt sein muss, aber am Sonntag ist der weite und lange Kirchgang hinab ins Tal vor allem auch ein selbstverständlicher, gesellschaftlicher Austausch und bringt Abwechslung und Handel durch das Ritual der Kirmess. In Grosshöchstetten gabs für junge Bauern und Bäuerinnen, Knechte und Mägde auch die einzigen raren Tanzvergnügungen auf der Kirchweih. Das war die erstrangigste Möglichkeit der Brautschau für den Heiratsmarkt schlechthin. Viele Vermählungen fanden wie man zu sagen pflegt "über den Misthaufen" statt. Wieviel das Wort Gottes aus dem Munde des Pfarrers wog, mass sich an der durchschnittlich verbreiteten öffentlichen Sitte und den damaligen gesellschaftlichen Konventionen. Eher empfanden meine Vorfahren wohl spöttische Verachtung für jene, die in stundenlangen Gebeten und Predigten, in übertriebenem, hypokritischem Eifer, in einemfort die Bibel in Sinn und Mundwerk hatten und darüber, den ganzen, lieben, langen Tag die Arbeit vergassen. Aber Ehrfurcht vor Gott mussten die einfachen Leute trotzdem gehabt haben. Man kann davon ausgehen, dass sie gemeinsam ein Gebet vor dem Essen sprachen, irgendwo im Haus ein Kruzifix oder ein religiöses Bild zwischen Jagdtrophäen hing und auch, dass der honorige Herr Pfarrer für eine Hochzeit, eine Taufe oder Beerdigung stets im Geschäft war mit den Schüpbachs, denn das war selbstverständlicher Teil ihrer ländlichen Lebensweise, bei der sie sich von Tradition und geltender Ordnung leiten liessen. Wichtig war den Männern die Büchse im Schrank und den Frauen das Leinen und die schöne Tracht in der Truhe.

Sie hatten auch etwas mehr räumliche Distanz zu ihren Nachbarn als die Bewohner der Dörfer im Tal oder in den Städten, was ihrer Sippe auch jene, knorrige Eigentümlichkeit angedeihen liess, die sich zuoberst auf den Alpen, zwischen Waldlichtungen, bei den einzelnen Familien auf den zerstreuten Höfen heranbildet. Man war nicht so nahe daran, an den schnelllebigen, modischen Erscheinungen aus den Städten, so wie etwa heutzutage mit dem Auto. Der „Bühl“ bot ihnen damals genug und fast alles was wirklich dringend zum Leben nötig war. Viel mehr als ein Selbstversorger konnte man hier, im rauen Klima mit wenig urbarem Grund und dazu noch auf abschüssigem Gelände, mit wenigen Kühen, aber vielen hungrigen Mäulern, nicht sein. Stattdessen schätzte man die Unabhängigkeit und Freiheit, auch wenn diese nur um den hohen Preis der harten Plackerei und um das Risiko eines Strafmandates wegen Wilderns zu haben war.

Seit Generationen sitzen die Oberthaler im einzigen Gasthof ihrer weit über die tannigen

und gerodeten Hänge verstreuten Gehöfte der Gemeinde beisammen. „Zur Eintracht“ nennt sich der „Spiritus-Tempel“ der „Jäger-Lateiner“ im "Reutegraben". Der "Rütigraben" bildet so etwas wie einen aus wenigen Häusern bestehenden Dorfkern. Der Name des Gasthofs "Zur Eintracht" passt zum geselligen Leben meiner Vorväter, und er ist nach den Wirren des Sonderbundkrieges wohl kennzeichnend für die damalige Aufbruchstimmung der jungen freisinnigen Nation. 1848, zur Gründung des neuen Bundesstaates, war Christian bereits 33-jährig, aber noch unverheiratet und kinderlos gewesen. Wann und wo hatte er die Artikel der neuen Bundesverfassung erstmals gelesen? Gruss aus Zürich von Gottfried Keller mit dem „Fähnlein der sieben Aufrechten“. Lasen die vom „Bühl“ überhaupt Bücher? Vielleicht in der Schule? Nach dem Pauken der "Zehn Gebote"? Oder nach dem Rechnen, dem wichtigsten Fach, bei dem die Stockhiebe des Lehrers einem den Takt des Einmaleins öfters mittels blutiger Striemen einprägten? Sie lernten in der Schule beim Singen schöne Volkslieder und kannten deren viele! Kannten sie auch die Werke von Goethe oder Schiller, ausser dem selbstverständlich, obligaten „Willhelm Tell“? Wussten sie von all den vielen Entdeckungen der Wissenschaft, von den Menschen und Ereignissen, die ausserhalb ihrer, von steilen Hügeln beengten Umgebung, auf allen Kontinenten, über die Ozeane des Globus hinweg die Welt verändern würden? Wie lange brauchten Nachrichten, sogenannte "Sensationen", Erkenntnisse und ihre Anwendung bis sie auch auf dem „Bühl“ ankamen? Das Wissen drängte sich ihnen sicher noch etwas spärlich und verspätet auf, aber doch stetig schneller, mittels eben genau dem unaufhaltsamen technischen Fortschritt, der ihnen nun auch auf dem bisher noch weit abgelegenen „Bühl“ näher und näher auf die Pelle rückte. Und trotzdem; während unten im Tal die „Noblen“ bereits aus den Abteilen der Dampfisenbahnzüge heraus staunend die „vorbei rasende“ Landschaft betrachteten und den für sie bereits zur Selbstverständlichkeit gewordenen „Luxus“ der schnellen, bequemen Fortbewegung genossen, waren die Schüpbachs oben auf dem „Bühl“ wie eh und je zugange, beim Pflügen, Eggen, Säen, Jäten, Ernten, Dreschen, Heuen, Melken, Holzen, Bauen, Füttern, Tränken, Schlachten, Räuchern, Flachsbrechen, Flachskämmen, Spinnen, Stricken, Nähen, Weben oder Jagen, Kochen und Essen. Aber das Rattern, das Aechzen, das Schnaufen und Kreischen, das heulend-schrille Pfeifen und Pusten und die russigen Wölklein des unten fahrplanmässig vorbei schnaufenden Schienenrosses drangen zwangsläufig, sei's bedrohlich oder verheissungsvoll, bis zu ihnen hinauf und verkündeten der ganzen Sippe, die in zwei, unweit voneinander stehenden Häusern lebte, das herannahen einer noch entfernt scheinenden, industrialisierten Welt und des sich schnell beschleunigenden Wettbewerbs der neuen technischen Errungenschaften.

Seit der Aufklärung, seit Voltaire und Rousseau waren aus den Manufakturen des 18. Jahrhunderts längst grosse Fabriken erwachsen, deren Schlote nun die Landschaften der „Biedermeierzeit“ prägten, auch im bernischen Emmental. Jeder weiss es, wäre dies nicht geschehen, hätte noch grössere Hungersnot und schrecklicheres Elend den europäischen Kontinent erfasst. Hunderttausende hatten Europa auf nimmer Wiedersehen in Richtung Amerika verlassen. Seit dessen Entdeckung hatte der Emigrationsdruck dorthin sich fortlaufend verstärkt, während sowohl auch in Europa die Woge der Völkerwanderung stetig weiter rollte. "Wieviel Mensch verträgt die Welt?", lautete schon damals die im Laufe der Zeit immer dringlicher, sich aufdrängende gesellschaftliche Frage. Die alten Feudalherren sahen sich, zum Teil nur scheinbar, oder wenigstens nur vorübergehend, seltener gänzlich, ihrer Macht und ihrer Privilegien

beraubt. Eine neue Schicht von Machthabern war ihnen gefolgt oder hatte sich ihnen beigesellt und die Zügel übernommen. Es war jene der Unternehmer, der Fabrikbesitzer, des kapitalistischen Grossbürgertums. Sie hausten in neuen, prunkvollen Villen, die sie neben ihre Betriebe stellten und von denen aus sie leicht den rechten Lauf der Dinge in ihren Produktionsstätten kontrollieren konnten. Sie erstellten ihren Arbeitern kleine Massenbehausungen und knöpften ihnen den kärglichen Lohn für täglich 17 Stunden Schufferei gleich wieder als Wohnungsmiete ab. Männer, Frauen und Kinder führten so zu abertausenden ein sklavisches, elendes Arbeiterleben. Die Sozialisten bezeichneten die Unternehmer als Blutegel, während diese sich selber gerne als Wohltäter der Gesellschaft und Triebkräfte für den allgemeinen Wohlstand darzustellen trachteten. Seltsamerweise waren die Unternehmer, in diesem zum "allgemeinen" Wohlstand beitragenden System, die vermögendsten und deshalb die grössten Nutzniesser ihrer das Leben erleichternden Errungenschaften. Die Arbeiter sollten ihnen auch noch den Dank dafür schulden, dass sie gehäutet wurden bis aufs Blut. Doch das schien der Preis zu sein für den "allgemeinen" Fortschritt, für die neu proklamierte Freiheit, die Gerechtigkeit des Liberalismus, die von freien Unternehmern organisierte, industrielle Verteilung von Arbeit und Brot. Sklaven und Vogelfreie gab es ja "glücklicherweise" keine mehr, heuchelte man sich in den betuchten Kreisen gegenseitig vor. Höchstens in Amerika oder Brasilien. Sind denn Arbeiterheere nicht das, was früher Sklavenheere waren! Das wenige, was man dem Arbeiter mit der linken Hand als Lohn zahlte, nahm man ihm mit der Rechten gleich wieder ab und beim Kalkül dieses Nullsummenspiels achteten die Ausbeuter penibel darauf, ihre Arbeiter stets nur gerade mit dem allernötigsten versorgt, in fortdauernder Abhängigkeit zu belassen, ganz so wie Vieh. Manchem guten, braven Hund oder Pferd eines betuchten Unternehmers ging's besser als einem Arbeiter. Mit notwendigen aber zögerlich gewährten Zugeständnissen der Unternehmer liessen sich die Menschenmassen nun zu abhängigen Konsumenten der massenhaft und günstig hergestellten Güter machen. Das mehrte den Reichtum der Unternehmer umso mehr. Immerhin konnten die Arbeiter nun nach und nach am steigenden Wohlstand teilhaben. Mit sich selber war man als Unternehmer indes etwas grosszügiger, auch wenn man es, puritanisch verlogen, nicht zugeben durfte. Aber selbstverständlich war das etwas anderes. Es wurde mit völlig verschiedenen Ellen gemessen. Die gewählte Regierung zu Bern hielt es nicht anders. Man machte sich ja schliesslich für das Gedeihen des geheiligten Vaterlandes verdient. Die Bürde der Verantwortung lastete schliesslich schwer auf so einem weitsichtigen, patriotischen "Wohltäter". Dafür erntete man ganz selbstverständlich die sich selbst zugeteilten Meriten. Der Bauernknecht oder der Fabrikarbeiter hatte indes die Bürde und Last auf seinem geschundenen Buckel zu tragen, wofür er nicht mit viel mehr als einer Hose und einem Hemd, einem Strohsack zur Miete und einem kärglich gefüllten Ranzen entlohnt wurde.

Mein Ur-Ur-Grossvater Christian war vorerst noch kaum betroffen und nicht stark beeinflusst von den sich solchermassen anbahnenden Umwälzungen zur hochindustrialisierten Gesellschaft.

Vielleicht hatte Christian als junger Mann etwas länger in einem Berner Regiment gedient? Welche Gründe hätte es sonst dafür geben können, dass er sich erst etwas spät in den Hafen der Ehe manövrierte? Niemand weiss heute noch etwas Genaueres

darüber. Sicher ist, dass bald darauf in Indien die Mogulen die Macht endgültig den Engländern überlassen mussten und, dass in der Schweiz 1848 der neue Bundesstaat gegründet worden war sowie, dass im selben Jahr der König Louis Philippe von Frankreich durch die zweite, republikanische Revolution, erstmals aus Paris und Chantilly ins Exil nach England vertrieben worden war. Aber was hatte das den Christian Schüpbach auf dem „Bühl“ anzugehen? Von solcherlei Machtstreitigkeiten seien sie nationaler, europäischer oder kolonialer Provenienz hatte Christian auf dem Bühl wohl nicht viel mitbekommen gehabt. Sich mit Nachrichten einzudecken, dafür liess der tägliche Überlebensalltag den Emmentaler Berg-Bauern wohl nicht viel Zeit und Musse übrig. Die hatten andere Sorgen, wenn sie denn welche hatten.

Nachdem Christian 1852, im Alter von 37 Jahren, relativ spät, eine gewisse Elisabeth Wiedmer "über den Mist" geheiratet hatte, kam am 19. Dezember 1860, als jüngster Sohn, mein Urgrossvater Johann-Ulrich zur Welt. Der war also gerade mal ein Jahr alt gewesen, als in Amerika der Krieg zwischen den Nord- und Südstaaten ausgebrochen war und noch ein "dreikäsehoher Grünschnabel", als schliesslich die Sklaverei in den USA offiziell abgeschafft wurde. Zarte 15 Jahre alt ist er gewesen, als die Eisenbahn durchs Emmental zu rollen begann und er hatte in der neu geschaffenen, gesamtschweizerischen Armee seinen Dienst als Rekrut bereits seit zwei Jahren hinter sich, als 1882 endlich der Gotthard Tunnel eröffnet wurde. Wie wohl den jungen Johann-Ulrich diese Nachricht beeindruckt haben mag oder all die folgenden Ereignisse wie die Weltausstellung in Paris, die Entdeckung der Radioaktivität durch Marie und Pierre Curie und was da all der Neuigkeiten mehr, während der "Belle Epoque" um die Welt gingen und von denen er allenfalls aus dem "Emmentaler Boten" oder aus wer weiss welchem Käse-Blättchen erfahren haben mag. Radio und Fernsehen, Telefon, Mobile-Phone, Internet, Raumfahrt und Satelliten waren ja erst in der Elementarforschung als Vision oder Utopie präsent. Jules Verne liess davon träumen. Immer etwas hin, in Paris erstrahlte schon ein elektrischer Lichtpalast in grandioser Pracht und es erkneterten, in allen Gegenden der sich industrialisierenden Länder, in allen waghalsigsten Varianten, die ersten Motoren der sogenannten "Automobile" bei Tüftler-Versuchen in Hinterhöfen und Scheunen. Die "Laterna Magica" war schon Geschichte und die Fotografie verbreitete sich nun rasend schnell. Bald würden die laufenden Bilder die Welt erobern und der Mensch sich mit Propeller-Motoren in die Lüfte erheben. Dabei war der Besuch einer Oper für Johann Ulrich Schüpbach vom „Bühl“ schon eine Utopie, und wann sollte sich so eine laute Knatterkiste, Automobil genannt, schon auf den „Bühl“ verirren. Nun, so lange würde es auch wieder nicht mehr dauern. Johann Ulrich sollte es bereits erlebt haben, noch viele Jahre bevor er just vor Beginn des zweiten Weltkrieges, im Frühjahr 1939 das Zeitliche segnen sollte.

Wieviele ältere Geschwister mein Ur-Grossvater Johann Ulrich gehabt hatte und was aus ihnen und ihren Nachkommen geworden sein könnte, weiss ich nicht zu sagen. Sicher ist von den Jahreszahlen her, dass es nicht mehr als sieben, allerhöchstens acht ältere Geschwister hätten sein können, wenn man davon ausgehen würde, dass seine Mutter Elisabeth (geborene Wiedmer) jährlich ein Kind von Christian zur Welt gebracht hätte. Jedenfalls hatte Johann Ullrich der Jüngste mit Sicherheit mindestens zwei Brüder, die zunächst als Knechte bei Bauern in Diensten gewesen waren. Nachdem beide an Tuberkulose erkrankt waren, würden sie später zu ihrem jüngeren Bruder,

meinem Ur-Grossvater Johann-Ulrich, auf den „Bühl“ zurück gekehrt sein. Beide waren schwere Trinker und oft schickten sie meinen damals noch jungen Grossvater, den Knaben Friedrich, nach dem kleinen Dorfkern, zum Rütigraben hinab um für sie heimlich scharfes Wasser und Tabak zu besorgen. Beide würden der TB und ihrer Trunksucht schliesslich erlegen sein.

Am 15. Aug.1885, hatte sich Christians Jüngster, also mein Urgrossvater Johann-Ulrich, inzwischen 25-jährig, mit einer gewissen, aus der unmittelbaren Nachbarschaft stammenden, Anna Aeschlimann, vermählt, welche mit ihrem ersten Kind zum Zeitpunkt der Heirat wohl schon seit ein paar Monaten schwanger gewesen war. Diese Tatsache ergibt sich aus dem Geburtsdatum meines Grossvaters Friedrich, denn der erblickte schon im Februar 1887 in Arnisäge das Licht der Welt und zwar als das dritte Kind des jungen Paares, das sich zunächst etwas nördlich vom „Bühl“ gelegen, weiter unten, hinter dem „Rotiholz“, gegen die sanfte Tal Senke hin, in "Arni" häuslich eingerichtet hatte.

Ob Johann-Ulrich der Anna Aeschlimann wohl mit der Leiter "gfänschterlet hett" (gefensterlt hatte)? Oder ob er ihr vielleicht beim Tanz auf der Kirchweih zu Grosshöchstetten den Hof gemacht hatte? Jedenfalls waren sie nun ein Paar und eine junge Familie mit Wohnsitz in Arnisäge geworden.

1887, als mein Grossvater Friedrich zur Welt gekommen war, musste der Duc d'Aumale Henri Eugène Philippe Louis d'Orléans, der als fünfter und vorletzter Sohn des Königs Louis Philippe von Frankreich, durch die Heirat seines Vaters mit Marie Amélie den Bourbonen verwandt war und der schon mit 8 Jahren vom Prince de Condé das Traumschloss Chantilly und ein Riesenvermögen geerbt hatte, inzwischen im 65sten Lebensjahr, bereits zum zweiten mal ins Exil verschwinden. Diesmal nach Belgien. Er würde erst zwei Jahre später wieder nach Frankreich einreisen dürfen bevor er später, schliesslich 1897 auf Sizilien im Exil sterben sollte. Henri d'Orléans würde früh Wittwer geworden sein und zuletzt ein zurückgezogenes Leben geführt haben.

Drei Jahre nach der Geburt meines Grossvaters starb 1890 dessen Grossvater Christian im Alter von 75 Jahren auf dem „Bühl“ und nur ein Jahr verging bis ihm, am 21. Dezember 1891, auch seine Frau Elisabeth (geborene Wiedmer) ins Reich des Vergessens folgte. Wie viele Gamsen, Rehe, Füchse oder Hirsche mag Christian zeitlebens in den rohen, bewaldeten Klüften und Hügeln um den „Bühl“ erlegt haben? Noch heute erzählen die Alten von der Jagdleidenschaft der Bewohner vom „Bühl“ in Verbindung mit den abenteuerlichsten Wilderergerüchten und Frevelgeschichten.

Es war nun mein Ur-Grossvater Johann Ulrich, der als jüngster Nachfahre den Hof übernommen hatte. Deswegen war er, nach dem Tode seines Vaters, mit seiner Anna und den vier ersten Kindern von Arnisäge wieder hinaufgezogen zum „Bühl“. Weshalb er ihn verlassen hatte und sich in Arni-Säge niedergelassen hatte, bleibt ein Geheimnis. Aber es wäre unter anderem denkbar, dass er wegen Missachtung der jungfräulichen Eheschliessung mit Anna von zu Hause ausgestossen worden sein könnte. Vielleicht hatte er in Arni bei einem Schweinemäster und Schweinehändler eine Stelle angetreten gehabt und war mit seiner Anna nur vorübergehend in eine eigene Bleibe nach Arni

gezogen. Vielleicht hatte es für ihn aber auch schlicht keinen Platz mehr gehabt, dort oben, in den beiden, einander nahe gelegenen, überfüllten Häusern des „Bühls“, wo mehrere Generationen von Geschwistern oder Vettern miteinander lebten. Jetzt war Johann-Ulrich als Erbe zurückgekehrt. Da er sich nun als frischgebackener Jungbauer vom Bühl, zeitlebens auch als Schweine-Mäster und Händler betätigen sollte, war der gute Johann-Ulrich, vom geerbten Vaterhof aus, auch oft und weite Strecken mit dem Pferdefuhrwerk durch die Emmentaler Ortschaften und Städtchen unterwegs, um seine Ferkel und Sauen herumzupferchen. Dabei sollen häufige „Wirtschaftsbesuche“ keine unbedeutende Rolle gespielt haben. Tagelang sei er oft von „zu Hause“ fern geblieben wo die jungen, kräftigen Söhne nach dem Rechten zu schauen hatten und mitten unter ihnen auch Friedrich, mein späterer Grossvater, der im Februar 1887 das Licht der Welt erblickt hatte. Der war gerade etwa elfeinhalb jählig gewesen als die Habsburger-Kaiserin-Elisabeth (SISSI) im September 1898, am See-Quai, vor dem Hotel Beau Rivage in Genf, erstochen wurde. 1897, ein Jahr zuvor, war auch der Duc d'Aumale, Henry d'Orleans im sizilianischen Exil an einem Herzinfarkt gestorben, nachdem er vom Hinschied seiner Nichte Sophie erfahren hatte, welche die Schwester von Sissi von Österreich gewesen war. Da alle seine sieben Kinder, Söhne und Töchter inzwischen gestorben waren, überliess der letzte Vertreter der französischen "Bourbonen Monarchie", der selber schon seit Jahren als Wittwer gelebt hatte, fast sein ganzes Vermächtnis mitsamt seiner unermesslich wertvollen Kunstsammlung als Museum der Öffentlichkeit. Auf dem „Bühl“ gab es natürlich keine Louis-Philippe-Möbel. Fritzli und seine Geschwister lebten in einer anderen Welt und werden wohl nichts von all der Prachtentfaltung, die es in der grossen, weiten Welt gab, mitbekommen haben. Heute besuchen 360'000 Touristen jährlich Schloss Chantilly! Am „Bühl-Hof“ mögen des Sommers höchstens mal ein Dutzend Sonntagswanderer vorbei spazieren und am "Grillplatz mit Alpenpanorama", beim „Bühl“ ums Eck, eine Servedat Wurst "brägel".

Johann-Ulrich würde relativ früh Wittwer geworden sein, denn seine gute Anna würde, noch ehe das letzte ihrer sieben Kinder erwachsen geworden sein sollte, an Tuberkulose sterben, wie ihre beiden auf den „Bühl“ zurückgekehrten Schwager, die versoffenen Onkel meines Grossvaters. Die Tuberkulose war damals eine aufs übelste grassierende Plage.

Nach Rosa, genannt "Röös", einem Christian, genannt "Christen", meinem Grossvater Friedrich und einem Hans, die alle noch in Arnisäge geboren worden waren, hatte Johann Ulrichs Anna (geborene Aeschlimann) auf dem „Bühl“ indessen noch drei weitere Söhne zur Welt gebracht: Rudolf, Adolf und Ernst. Letzterer wurde später wegen einer unglücklichen Liebe chronisch geisteskrank und landete, noch jung, in der „Webstube“ (Klasmühle). Der unglücklich verliebte Ernst blieb schliesslich zeitlebens in der Psychiatrischen Klinik Münsingen hospitalisiert, wodurch Adolf, der zweitjüngste, zum Erben vorrückte. In der psychiatrischen Anstalt von Münsingen könnte der arme, irre, liebeskranke Ernst dem weltberühmten, alternden, russischen Star-Tänzer Vaslav Nijinski ("L'apres midi d'un faune", Ballets Russes de Serge Diaghileff) Gesellschaft geleistet haben, denn dem müsste er dort eigentlich sicher einmal begegnet sein, da dieser zu jener Zeit seine "alten" Tage auch in diesem Hospiz verbrachte. Das Leben des berühmten Tänzers würde nicht anders als jenes meines Gross-Onkels Ernst, schliesslich dort geendet haben. Nijinsky starb an der damals wild um sich greifenden,

heimtückisch das Gehirn zerstörenden Geschlechtskrankheit Syphilis. Woran Ernst gestorben war, weiss ich nicht. Ich war damals noch ein kleiner Junge und hatte von dem irren Bruder meines Grossvaters nur am Rande erfahren.

1907 wurde mein Grossvater Friedrich in die Schweizer Armee rekrutiert. In Berlin unternahm indes der Pickelhauben bewehrte, armlahme Reichs-Kaiser Wilhelm Anstrengungen die Kolonialmacht Deutschland festigend auszudehnen und rüstete dazu mit "Flotten" und "Paraden" auf. Der Hohenzoller war ja auf verhängnisvolle Weise mit dem viktorianischen Königshaus zu England verwandt, was unter anderem mit zu den schrecklichen und saudummen Irrungen des ersten Weltkrieges beitragen sollte.

Das älteste der sieben Geschwister, die einzige Tochter des Johann Ulrich und der Anna (geborene Aeschlimann), die bereits erwähnte „Röös“, diente als Gouvernante bei der Gemahlin eines reichen Industriellen und kam so als erstes Familienmitglied meiner Vorfahren zu langen Reisen und Aufhalten in verschiedensten Ländern. Auf grossen Dampfern gleich der Titanic reiste sie, wenngleich wohl zweiter oder dritter Klasse, mit ihren Herrschaften in den Jahren von 1910 bis 1920 nach der neuen Welt und auf dem Erdball herum. In Peru, Argentinien, Brasilien, Venezuela, Uruguay, Columbien, Costa Rica und USA soll sie gewesen sein. Wer weiss, wo sie 1912 gerade lebte oder unterwegs war, als die Titanic unterging oder 1916 als der österreichische Kaiser Franz Joseph seiner Sissi ins Jenseits folgte. Ab und zu sandte sie aus der Ferne eine Postkarte nach dem „Bühl“. Zu der Zeit war Fritz, mein Grossvater, wohl gerade im Jura im Aktivdienst des ersten Weltkrieges, um die Grenze der neutralen Schweiz mit Pferden und Geschützen zu sichern. Er gehörte dort zu jenen "troiscentmilles soldats et tous les officiers", die im Bahnhofrestaurant bei der berühmten "Gilberte Montavon" (später im Film als "Gilberte de Courgenay" berühmt geworden,) eingekehrt sind. Noch heute bewahre ich den alten Kavalleriesäbel meines Grossvaters Friedrich selig auf, den er dort im Jura als Train- und Kavallerie-Gefreiter getragen hatte.

Die einzige Schwester meines Grossvaters, Röös, kam dann später, etliche Jahre nach dem ersten Weltkrieg, mit einem ersparten kleinen Vermögen wieder in die Schweizer Heimat zurück, kaufte ein Häuschen in Heimberg, in der Nähe von Thun und heiratete einen gewissen Ernst Heiniger. Sie trug gerne übergrosse, elegante, schwarze Hüte. Sie liebte Katzen und hatte das Haus voll davon, was mir, 1955, anlässlich meines einzigen Besuches dort, einen beissenden, meiner kindlich-jungen Nase gar widerlichen Katzen-Gestank zum ewigen Andenken an sie hinterlassen würde. Ernst Heiniger würde 1969 gestorben sein und Röös würde ihm im Mai 1972 im Alter von 87 Jahren folgen. Das würde übrigens fast genau ein Jahr nach dem Tod ihres jüngeren Bruders, meines Grossvaters Friedrich gewesen sein, der 1971, im Alter von 84 Jahren, in Luterbach/SO sterben sollte. Röös und Ernst Heiniger hinterliessen keine Nachkommen.

Ich würde zur Zeit des Todes von meinem Grossvater Friedrich bzw. des Todes von meiner Grosstante Röös meine Rekrutenschule bereits hinter mich gebracht haben und bald 21- bzw. 22-jährig geworden sein. Meinen Jugend-Traum, ein Schauspieler werden zu wollen, würde ich 1972 mit meinem ersten, ernsthaften Engagement, auf Tournee durch Deutschland, im Musical HAIR, gerade dabei sein zu verwirklichen. Mein Grossvater Friedrich würde diesen meinen neu eingeschlagenen Berufsweg nicht mehr

verfolgen können.

Meines Grossvaters Friedrichs zweitjüngster Bruder Adolf war jedenfalls derjenige, der den bescheidenen, altväterlichen Hof später nach dem Tod des Johann-Ulrich schliesslich übernehmen sollte. Ernst, der jüngste Sohn meines Ur-Grossvaters und der eigentliche Erbe war ja dauerhaft in Münsingen hospitalisiert. Johann-Ulrich setzte nach dem "Liebeswahnsinn" seines jüngsten Sohnes Ernst eine neue Erbschaftsordnung ein. Derjenige seiner Söhne, der zuerst verheiratet sein würde und als erster Vater werden sollte, würde demnach der Erbe werden. Mein Grossvater war der Zweitälteste und schien es trotzdem mit einer Heirat nicht eilig zu haben. Der jüngere Bruder Adolf dagegen schon. Adolf würde als erster der sechs Brüder heiraten und eigene Söhne und Töchter haben und folglich den „Bühl“ übernehmen. Später, nach dem Tod Adolfs, würde der Hof in die Hände seines Sohnes Paul fallen, einem Vetter meines Vaters. Während dessen würde ein älterer Bruder von Paul und folgedessen ein weiterer Vetter meines Vaters, namens Fritz, die Wirtstochter der "Eintracht" von Oberthal, namens Lina, heiraten und würde zusammen mit ihr im Reutegraben daselbst, zeitlebens einen Gemischtwarenladen führen. Auch dieser Fritz würde Kinder haben, die im Emmental aufwachsen sollten. Es war dieser 1917 geborene Fritz, den ich in meinen Erzählungen an anderer Stelle bereits erwähnt habe und dessen Nachruf bei seiner Bestattung im März 2011 unter dem Titel stehen sollte: "S'isch nüm ä so wie's albä (aubä) isch gsy! Süsch wär's no glych!". Fritz war Jahrgang 1917! Daraus folgt, dass der zweitjüngste Bruder meines Grossvaters, nämlich besagter Adolf, vier Jahre vor seinem zweitältesten Bruder, meinem Grossvater Friedrich, geheiratet haben würde, denn meines Grossvaters Friedrichs Hochzeit mit Klara (geborene Jost) würde erst im März 1921 stattgefunden haben und zwar im Münster zu Bern. Mein Vater Werner würde erst 1928, elf Jahre nach der Geburt seines Vetters Fritz zur Welt kommen, also sieben Jahre nach der Hochzeit meines Grossvaters Friedrich und drei Jahre nach der Geburt seiner Schwester, meiner Tante Klara. Auch weiss ich noch von einigen weiteren, etwas jüngeren Vettern meines Vaters namens Walter und Rudolf und einer Cousine namens Emma, die alle auch aus der Ehe von Adolf hervorgegangen sein würden. Fritz war wohl, ganz sicher bin ich nicht, der älteste Sohn von Adolf und würde, wie bereits erwähnt, im März 2011, als einer der letzten Vettern meines Vaters, im hohen Alter von 94 Jahren, zu Zäziwil zu Grabe getragen werden. Ich würde dazumal, wie an anderer Stelle schon erwähnt, mit meiner Tante Klara dabei gewesen sein. Nachdem die Schüpbachs vom „Bühl“ während wohl mehr als zehn Jahrzehnten auf der „Blasen“ gewildert hatten, war nun mit Adolf einer von ihnen zum Wildhüter ernannt worden. Auch mein Grossvater Friedrich würde von nun an keine Gelegenheit mehr auslassen, um mit seinem Wildhüterbruder jährlich auf der „Blasen“ und deren Umgebung auf Pirsch zu gehen. Inzwischen war mein Grossvater mit Klara und Familie in Luterbach/SO gelandet. Er arbeitete dort inzwischen bei der Cellulose-Fabrik Attisholz als Heizer im Schichtbetrieb. Zur seiner geliebten Jagd im Emmental gings folglich jeweils nur während den knapp bemessenen Ferienzeiten. Das Industrie-Zeitalter hatte jetzt auch ihn erreicht und ihn in dessen Abhängigkeit gezwungen.

Eine Enkelin seines Bruders, des Wildhüters Adolf auf dem „Bühl“, die Tochter des Paul,

namens Marianne, würde schliesslich als verheiratete Oberli in den späten 1980er oder den frühen 1990er Jahren den altväterlichen „Bühl-Hof“ aus der Erbgemeinschaft erwerben. Ich würde sie, als eine quasi mir weit entfernte Verwandte Cou-Cousine, 1994, anlässlich eines Rittes von Zürich nach Bern, zu Pferde besucht haben. Die Oberlis würden das mehr als zweihundert jährige Haus inzwischen renoviert haben. Das zweite, das etwas jüngere, der beiden Stammhäuser auf dem „Bühl“ würde bereits während den späten siebziger Jahren oder anfangs der achtziger Jahre durch die Familie veräussert worden sein und den Besitzer längst gewechselt haben, als ich dereinst, 1994, beritten das Gehöft meiner Vorfahren auf dem „Bühl“ besuchen und bei Marianne Oberli Halt machen würde. Rolf Isler, mein früherer, getreuer Mitarbeiter, Wegbegleiter und Freund aus Volketswil/ZH würde auch dabei gewesen sein, damals, als wir zum letzten mal zusammen durch die Schweizer Lande geritten waren, bevor ich Rolf im Jahr 2001 endgültig aus den Augen verlieren sollte und er sich später 2007 das Leben genommen haben würde. Damals, zur Zeit meines Besuches 1994 auf dem „Bühl“ würde ich bereits seit zehn Jahren in meinem eigenen Haus zu Pfaffhausen/ZH gelebt haben und eine beträchtliche, internationale Karriere als Schauspieler, Tänzer, Choreograf, Regisseur und Produzent hingelegt haben, ganz so, wie es mir schon als Knabe mein Grossvater Friedrich in Luterbach/SO prophezeit hatte, als er einst zu mir sagte: "Us dir git's dänk de mal ä Rösslischiipiidiräkter!" Er hatte irgendwie damit recht behalten und meinen Weg annähernd richtig vorausgeahnt.

Meines Grossvaters unmittelbar jüngerer Bruder Hans war der letzte der Gebrüder, die noch in Arnisäge zur Welt gekommen waren. Rudolf hiess der vierte Sohn der Anna, der ein Jahr nach seinem unmittelbar älteren Bruder Hans, als erster der Gebrüder meines Grossvaters auf dem „Bühl“ zur Welt gekommen war. Über die allfälligen Nachkommen von Rudolf weiss ich nichts bis gar nichts. Nur so viel: Rudolf soll später einen kleinen Lotterhof geführt haben, ein sogenanntes "Chrutzezügs" oder "Chrutzäzügs" wie es mir mein Vater später beschrieben und überliefert haben würde, irgendwo, allein und abgelegen bei Bowil in einem schattigen, Lotter-Gehöft namens "Schlüchtli". Rudolf soll drei Kinder gehabt haben, einen weiteren Sohn Rudolf, einen Gottfried und eine Tochter Margrit, alles weitere Vettern meines Vaters, die aber nach der Schule von ihrem väterlichen Lotterhof weggezogen sind. Was mag aus ihnen geworden sein? Wo sind ihre Nachkommen? Wer weiss das schon? Wen interessiert es schon? Rudolf soll seinen Bruder, meinen Grossvater Friedrich, um Geld für das Lottergehöft angepumpt haben. Friedrichs direkt nachfolgender Bruder Hans, der als letzter noch in Arnisäge geboren worden war, wurde später Fernfahrer für ein Transportunternehmen und lebte in Burgdorf. Auch er hatte Kinder. Zuerst kamen die Zwillinge Hans-Ueli und Paul, dann ein weiterer Ruedi und schliesslich Hilda zur Welt, also weitere vier Cousins meines Vaters und meiner Tante Klara! Mein Grossvater Friedrich war dann auch der "Götti" (Pate) von Hans-Ueli, einem der Zwillinge, geworden. Auch das spätere Schicksal von allfälligen Nachkommen dieser vier Geschwister ist mir unbekannt geblieben. Johann-Ulrichs erster Sohn Christen, der ältere Bruder meines Grossvaters Friedrich, soll jung gestorben sein und soviel ich weiss, ohne Nachkommenschaft geblieben sein. Er soll sich totgesoffen oder totgeraucht haben. Ebenso ohne Nachkommen würde schliesslich auch der jüngste der sechs Brüder, Ernst, in der Psychiatrischen Klinik von Münsingen sterben. Man blickt aber insgesamt auf ein weitverzweigtes Familiengeflecht der Urväter Schüpbach vom „Bühl“, die sich im Emmental und darüber hinaus in der Schweiz oder in der Welt zerstreuen würden, und von denen ich weder Kenntnis noch

Nachricht habe.

Über die Umstände des Todes meines Ur-Grossvaters Johann-Ulrich gibt es noch folgendes zu berichten: Er war eines nachts, im Frühwinter 1939, irgendwo in der Nachbarschaft seiner vertrauten Umgebung zwischen Reutegraben und Schönenwasen, auf dem Heimweg, unter freiem Himmel liegen geblieben und erfroren, wohl auf Grund eines Rausch-Schläfchens nach einem der vielen, ausgelassen gefeierten, trinkfreudigen Wirtschaftsgelage, die er gerne besucht hatte. Wegen seinem häufigen Fernbleiben durch seinen Schweinehandel hatte ihn zu Hause keiner vermisst und so hatte auch niemand nach ihm gesucht, als er in jener Nacht nicht nach Hause gekommen war. Steif und starr hat man ihn also jedenfalls am nächsten Tag am Wegesrand gefunden. Er war 79 Jahre alt geworden. Mein Grossvater Friedrich war damals unterdessen bereits 52-jährig und mein Vater Werner inzwischen 11 Jahre alt. Werner besuchte die vierte Klasse in Luterbach bei Solothurn als sein Grossvater auf diese eisige Weise im Emmental verstarb, während der zweite Weltkrieg gerade erst Anfang September ausgebrochen war und die Landesausstellung zu Zürich vorübergehend ihre Pforten geschlossen hatte. Ausgerechnet am Tage des Kriegsausbruches am ersten September war mein Vater Werner mit seiner Schulklasse aus Luterbach/SO zum Besuch der Landi nach Zürich gereist. Er steckte mit Lehrer und Mitschülern gerade in der Seilbahnkabine hoch über dem See fest. Die Gondel war stehen geblieben und niemand wusste warum. Endlich ging es weiter und bei der Ankunft am anderen Ufer wurde die soeben beschlossene Generalmobilmachung mitgeteilt. Der Besuch der Landi wurde ohne Schifflibachfahrt sofort abgebrochen. Alle Männer mussten sofort einrücken. Auch der Lehrer. Am HB-Zürich soll ein grosses Gewirr von Soldaten geherrscht haben. Erst spät in der Nacht langte die Klasse meines Vaters wieder in Luterbach an.

Die Welt hat sich inzwischen sehr verändert. Unsere Ahnen würden erschrecken, wenn sie von den Toten auferstehen könnten und sehen müssten, was ihre Nachfahren aus der einst so schönen, grünen Welt gemacht haben. Natürlich war die technische Entwicklung zu ihren Lebzeiten längst im Gang, doch der dereinstige, heutige Stand wäre ihnen selbst in ihren "phantasievollsten" Utopien unvorstellbar geblieben. Dafür waren andere Menschen zuständig! Jene die den "Fortschritt" vorantreiben, worauf besser von Anfang an hätte verzichtet werden sollen, was aber nicht möglich war und ist. Die heutige und die zukünftige Cyber-Welt lassen grüssen. "Äs isch nümme so wiä's albä isch gsy, schüsch wär's no glych!"